

ANDREAS PETERSEN



UNERZÄHLTES STALINGRAD

EINE BIOGRAPHISCHE RECHERCHE
ZU KURT UND EDITH OPPERS

zeit & zeugen

O. W. 17. 12. 41.

204

Mein Lieber Edith!

Mit habe ich mich
wieder einmal mit dem
der Kompanie so ein Teil
auf ein Boot gemacht.
Die liegen jetzt all-
seit auf der Brücke und bekom-
men gar kein vernünftiges Quar-
tier mehr. Die bei mir und
Helmuthen werden sind, ich
wäre unbekannt. Hoffen wird
das Beste, dass wir den Kei-
logen Abend wenigstens in ei-
nem vernünftigen Quartier
gebracht werden.



IM KESSEL

Von der morgigen Tag bring-
en wird, das weiß ich noch
nicht. Post machen wir wohl

Die Rote Armee hatte sich bis zum Don zurückgezogen. An dessen Ostufer errichteten die Rotarmisten nun eiligst Verteidigungsstellungen. Kurt Oppers' vorgeschobener Verbandsplatz lag also schon in deren Operationsraum. Als am nächsten Tag der Rest der Sanitätskompanie heimlich zu ihm übersetzte, griffen gleichzeitig weiter flussaufwärts die Kampftruppen ihrer Division einen riesigen sowjetischen Brückenkopf von 15 auf 30 Kilometern auf der Westseite des Don an. Aber der Angriff geriet zum Fiasko. Aus Nordwesten zugezogene Sowjettruppen kesselten die 3. Infanterie-Division sogar ein. Schwerste Kämpfe begannen, die man später die Schlacht im großen Don-Bogen nennen wird. Pausenlos wurden nun Verwundete auf ihren vorgeschobenen Verbandsplatz gebracht, doch die weitere Verbindung in den rückwärtigen Raum war abgeschnitten. Außerdem versuchten russische Panzer, alle Vorstöße über den Don zurückzutreiben. „Wir haben jetzt schon ein paar recht unerfreuliche Tage hinter uns“, schrieb Kurt Oppers am 31.6.1942. „Hier in der Gegend von Kalatsch ist allerhand los. Gestern Morgen z. B. mußten wir Hals über Kopf unseren Hauptverbandsplatz auflösen, etwa 160 Verwundete, die nicht transportiert werden konnten, schnellstens irgendwie verladen und in eine sichere Gegend ausrücken. Unser Dorf war nämlich gestern früh sehr hart von Panzern bedrängt. Nun sitzen wir mitten in der Steppe, unsere Wagen alle weit über die Ebene, vor allem in kleinen Einbuchtungen versteckt, verteilt. Der Hauptverbandsplatz besteht nun nur aus Zelten, und es gibt jede Menge zu tun.“

Die Situation war schrecklich. Die Kompanie lag ohne jede Deckung in der „weiten Steppe“. Immer mehr Verletzte wurden herbeigeschafft. „Arbeit gibt es reichlich.“ Aber der Abtransport war nicht möglich. Bald standen überall Bahren mit Verwundeten. Nirgendwo gab es Häuser oder schattige Bäume. Und die Sonne brannte erbarmungslos. „In Afrika kann es nicht schlimmer sein.“ Und ständig griffen russische Tiefflieger an. „Wir haben in den letzten Tagen gar häufig sehr platt auf der Erde oder in einem Loch gelegen.“

Schließlich konnten Wehrmachtstruppen die Umschließung aufbrechen. Damit öffnete sich eine Transportlinie. „Heute ist der Strom nach hinten gottseidank wieder frei und wir haben über 100 Mann heute Morgen abtransportieren können.“ Am nächsten Tag wurden noch einmal 200 Verwundete verladen. „Weißt du, da ist einem gleich viel wohler, wenn man in so prekärer Lage nicht so viele unbeholfene Wesen liegen hat.“

Aber die Kämpfe gingen weiter, Tag für Tag. Auch die Bombardierung ihrer Quartiere. Die Soldaten gruben sich in die Erde ein. „Nachts sind hier alle Menschen wegen der Flieger, die uns auch zum Schlafen keine Ruhe lassen, in der Erde verschwunden. Und zwar haben wir uns hier alle je ein unserer Länge entsprechendes Erdloch bauen lassen von etwa 150 cm Tiefe, in dem wir nun schlafen und auch tagsüber verschwinden, wenn die Flieger kommen.“

Sie „hausten“ in der „Steppenlandschaft“ und die Temperatur kletterte auf 55 Grad. Tagsüber spannten sie Zeltbahnen zwischen die Autos, in den Pausen lagen sie apathisch auf dem Boden. In der Division fing man an, Kamele und Dromedare als Tragtiere einzusetzen. Nur sie waren der Hitze noch gewachsen. „Aber nachts ist es schon ganz erheblich kühl“, schrieb er am 4.8.1942. „Da kann man nur noch mit Mantel im Freien sitzen.“ Dann sank die Temperatur auf neun Grad ab. Die Belastung dieser Spannweite für den Körper war enorm. Es gab kein frisches Wasser und mit jedem Verbrauch musste eisern gespart werden. Inzwischen hatten die meisten wieder Läuse, auch Kurt Oppers. „Das kommt durch den ständigen Verkehr mit den Verwundeten.“

Sie fingen an, sich in Tages- und Nachtschichten zu organisieren. Und immer hofften sie, dass die Schlacht endlich enden würde. Über ihnen tobte der Luftkampf. „Wir haben ja eine ganze Menge Abschüsse beobachtet.“ Auch viele brennende sowjetische Panzer sahen sie in der Ferne. Allein für die ersten acht Tage der Schlacht vom 22.7. bis zum 1.8.1942 meldete der Wehrmachtsbericht 482 durch Oppers' Division abgeschossene russische Panzer. Aber immer neue Panzer rollten auf das Schlachtfeld. „Man muß sich wundern, woher der Russe immer wieder diese großen Mengen an Panzern holt“, schrieb er.

Nach rund zehn Tagen, um den 6.8.1942, waren die schwersten Kämpfe in der Gegend vorbei. Die Gefechte verlagerten sich immer mehr in Richtung Stalingrad. Die Sanitätskompanie aber blieb mit ihrem Verbandsplatz in einem Dorf am Don-Ufer, dessen Namen Kurt Oppers nicht nennt, liegen. Trotz der hohen Verluste kehrte auf dem Hauptverbandsplatz Ruhe ein. Sie hätten wenig Arbeit, schrieb er. Zwar kamen noch immer Verwundete, aber vermutlich war die erste Sanitätskompanie im Einsatz. Langeweile machte sich breit. In den Freistunden saßen die Ärzte in der Badehose unter den Zeltplanen, lasen und schliefen stundenlang. Abends hockten sie in ihren Mänteln im gemeinsamen Zelt. Zum Schla-

fen legte sich Kurt Oppers wieder in sein Auto. Ein Leben in der Einöde. „Im vorigen Jahr habe ich meinen Geburtstag im Wald und diesmal in der Steppe verlebt“, schrieb er am 12.8.1942. „Nun, wo werde ich ihn denn in den nächsten Jahren verbringen? Hoffentlich nicht mehr in Rußland.“ Abends gab es als kleinen Lichtblick zur Geburtstagsfeier Hammelbraten mit neuen Kartoffeln – wie im „Himmelreich“.

Die Post erreichte die Soldaten mit fast einem Monat Verspätung. Auch das trug zum Absinken der Stimmung bei, und teilweise klang es schon wieder wie im Winter 1941, als der Briefkontakt nach Hause ganz abbrach. Dennoch sendete Kurt Oppers auch von hier Päckchen mit Kaffee, einem Buch „und einem Lederband von einem Stahlhelm für deine Armbanduhr“. „Falls du noch eines benötigst, so werde ich sehen, daß ich im nächsten Einsatz wieder eines locker machen kann“. Es scheint, als wäre es um Riemen sowjetischer Helme gegangen.

Wie muss man sich eigentlich den Betrieb eines Hauptverbandsplatzes vorstellen? Wenn Kurt Oppers von „wenig Arbeit“ schrieb, konnte man schnell den Eindruck bekommen, allein in Kampfzeiten hätten sich Hunderte von Patienten auf dem Verbandsplatz befunden. Aber das täuschte. Zur ersten Sanitätskompanie von Kurt Oppers sind keine Zahlen überliefert, aber für die zweite Kompanie. Sie versorgte in den ersten sieben Monaten des Ostfeldzuges 13.200 Deutsche und 1.085 Russen. Das waren durchschnittlich 2.000 Patienten im Monat, täglich rund 60 Kranke und Verwundete. Und allein der dritte der drei Krankenkraftwagen-Züge transportierte seit ihrem Aufbruch in Orscha 16.500 Verwundete und legte dabei 170.000 Kilometer zurück, während im Feldlazarett der Division in dieser Zeit 12.000 Verwundete versorgt wurden. Auf dem Verbandsplatz musste also ein ständiges Kommen und Gehen, ein ständiger An- und Abtransport geherrscht haben.

Als die Wehrmacht nach drei Wochen und schrecklichen Kämpfen die Schlacht im großen Don-Bogen endgültig gewann, gingen 52.000 sowjetische Soldaten in Kriegsgefangenschaft. Am 16.8.1942 wurde auch die Sanitätskompanie ihrer Division weitergezogen. Die Soldaten fuhren entlang des Don „in einen anderen Teil der Steppe“. Den Staub der Straßenpisten zog sie als lange Fahnen hinter sich her. „Freilich sind hier im Süden die Wege wesentlich besser als im Norden oder in der Mitte. Dafür sind aber die Entfernungen nach hinten umso

größer.“ Nacht für Nacht gingen die Fliegerangriffe weiter. Dann bezogen die Soldaten Quartier in einem Dorf an der „sogenannten Don-Höhenstraße“, nicht weit vom Fluss. Währenddessen sie sich einrichteten, rückte ihre Division vor. Im Norden von Stalingrad sollte der Zuzug neuer Sowjettruppen über die Landenge zwischen Don und Wolga verhindert werden. Oppers war in einem Bauernhaus untergebracht. Aber das schien ihnen nachts zu gefährlich. Dann schliefen sie in eilig ausgehoben Splittergräben. Sie hatten viel Arbeit. Ständig wurden Verletzte gebracht. Aber Kurt Oppers war angeschlagen. Er hatte Durchfall. „Das ist ja hier schon seit Wochen die Krankheit.“ „Ansonsten geht es mir, bis auf einen Furunkel an der linken Gesäßbacke, gut.“

Am 23.8.1942, einem Sonntag, griff die deutsche Wehrmacht die Verteidigungsstellungen um Stalingrad an. 600 Stukas, Jäger und Ju 88 verwandelten die Innenstadt innerhalb von Stunden in eine Trümmerwüste. Von dem Angriff bekam Oppers' Sanitätskompanie nichts mit, aber nun verstärkte die russische Luftwaffe ihre Attacken auf die deutschen Nachschublinien. „Die furchtbarste Nacht während des ganzen Rußlandzuges“ hätten sie gerade erlebt, schrieb Oppers am 24.8.1942. Drei Stunden, zwischen 23 und 2.30 Uhr, hätten russische Flieger ihre Stellungen bombardiert. „Im Umkreis von 1–2 Kilometern haben sie etwa 200 Bomben hingeworfen. Und zwar eine ganze Menge ganz erheblich in unserer Nähe.“ Dabei war der Verbandsplatz voller Verwundeter. Schlotternd lagen sie während der Bombardierung in ihren Gräben. Einer der Sanitäter, der im Zelt geschlafen hatte, starb durch einen Granatsplitter.

In der nächsten Nacht kam wieder ein ähnlicher Angriff. Während sie in den Gräben lagen, schlug eine Bombe in nächster Nähe ein. „Die schüttelte uns ganz schön durch“. Das Bauernhaus, in dem sie sich tagsüber aufhielten, war getroffen, ein Lastwagen völlig zerstört. In dem Dorf konnten sie nicht mehr bleiben. Die Häuser waren für die Flieger ein zu eindeutiges Ziel. Am nächsten Morgen verlegten sie den Hauptteil der Kompanie in ein nahes Waldstückchen, ein „nettes Eichenwäldchen“. Zur Aufrechterhaltung eines Krankensammelpunktes blieben einige Sanitäter zurück. Oppers war froh, dass es ihn nicht traf. „Bisher habe ich ja in diesem Jahr alle sehr unangenehmen Einsätze geführt. Und manchmal war es wirklich nicht schön, oft hat mir gar sehr der Kopf gebräust. Wenn man so 150 Verwundete liegen hat, muß dann zurück und hat keinen Wagen zum Abtransport, das ist wirklich kein erhebendes Gefühl.“

Die kommenden Nächte blieben tatsächlich alle ruhig. Gedeckt von den Bäumen gab es keine Fliegerangriffe. „Da konnten wir endlich mal wieder schlafen.“ Schnell wurden sie aber wieder übermütig und legten sich nachts in ihre Zelte. Bis sie von acht Offizieren und mehreren Soldaten hörten, die nur einen Kilometer entfernt von einer Fliegerbombe getötet worden waren.

Es folgten 17 ruhige Tage. Stalingrad war rund 70 Kilometer entfernt. Dort war die 2. Sanitätskompanie im Dauereinsatz. Das Wetter war „herrlich“, die Hitze vorbei. Tagsüber war es angenehm warm, so dass sie weiter in Badehosen herumliefen. Nach vier Wochen regnete es zum ersten Mal wieder. Aber so schnell der Regen gekommen war, so schnell hörte er wieder auf. „Hoffentlich bleibt es noch lange so.“ Sein Arztkollege Günther Stein fischte im Don, in der Hoffnung einen Hecht zu fangen. Gegen 18 Uhr wurde es dunkel. Dann saßen sie im Petroleumschein im Zelt und Oppers, Stein und der Zahnarzt Stohrer spielten Skat.

Die Kompaniebesatzung war im Laufe der Zeit immer wieder ausgetauscht worden. Sie drei waren übrig geblieben und gehörten mit dem Zahlmeister Wilhelm Jansa und dem „Chef“ Oberstabsarzt Schultze-Gabler zum „alten Stamm“. Oppers kannte Stein nun schon über zwei Jahre. Manche gefährliche Situation dieses Krieges hatten sie zusammen überstanden. Oft waren sie im selben Quartier. An den langen Abenden hatten sie vermutlich so manche Lebensgeschichte des anderen erfahren, kannten dessen Freuden und Leid, wussten vieles aus den Briefen, besahen sich gegenseitig die Bilder ihrer Kinder. Vielleicht wussten sie inzwischen mehr von einander als ihre Frauen von ihnen.

Aber nicht nur das Wetter war angenehm, auch das Essen wurde besser. „Seit ein paar Tagen lassen wir in einem Altwasser des Don fischen und haben schon etwa zwei Zentner Hechte, Schleien und Karpfen herausgeholt.“ Die ganze Kompanie aß nun Fisch. Und sie genossen das lange vermisste Gemüse. „Hier in der Gegend gibt es nämlich große Tomaten- und Melonenfelder. Und wenn man da nicht schnell bei der Hand ist, ist in kürzester Zeit alles von den Landsern abgeerntet.“ Die Post kam spärlich, aber sie kam. Und er schickte Pakete mit Konserven, Drops und Schokolade. Und überwies seinen Sold.

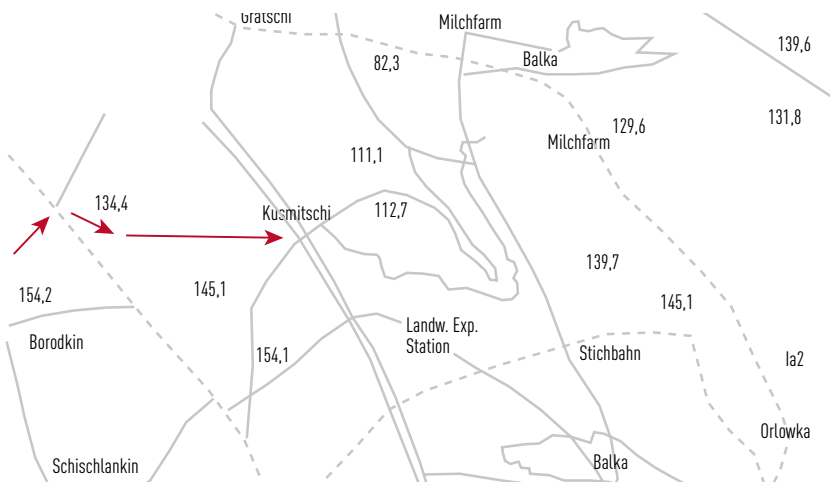
Aber die Ruhe war eine Ruhe vor dem Sturm. Bald würden sie die andere Sanitätskompanie ablösen müssen. Und so angenehm das Klima war, Oppers dachte schon mit Schrecken an den Herbstregen und die „Einwinterung“. „Schon jetzt waren manchmal die Straßen kaum befahrbar. Wenn hier die eigentliche Regenperiode einsetzen wird, dann ist ein Verkehr mit Autos ohne Raupen nicht mehr möglich.“

Dann kam der Befehl, die Kompanie näher an die belagerte Stadt heranzuführen. Oppers zog los, um ein neues Quartier für die Kompanie auszukundschaften. Eine schwierige Aufgabe, wie er schrieb. „Denn bei den wenigen Dörfern und den vielen Truppen ist es eine Kunst, noch etwas einigermaßen Vernünftiges zu finden.“ Am 14.9.1942 verschoben sich die Sanitätssoldaten in ein ostwärts gelegenes Dorf. Aber die Situation war schwierig. In den wenigen Häusern kamen nicht alle unter. Nachts kühlte es aber schon auf -4 Grad ab. Was sich in der belagerten Großstadt vor ihnen abspielte, konnten sie nur vermuten. „Den ganzen Tag über kommen und fliegen Bomber, Stukas, Schlachtflieger, Jäger und Transport-Ju's in Richtung Stalingrad. Da muß jetzt wirklich die Hölle los sein. Hoffentlich fällt die Stadt nun in den nächsten Tagen.“

In eine Hölle war aber auch Oppers Division geraten. Mit anderen Truppenverbänden sperrte sie die 60-Kilometer-Landenge zwischen Wolga und Don. Sie bildeten den sogenannten Nordriegel, der verhindern sollte, dass sowjetische Truppen von Norden den deutschen Belagerungsring angreifen würden. Dabei bildeten deutsche Divisionen in einer großflächigen Igelstellung die Abwehrfront nach Norden, aber auch nach Süden hin zur Stadtgrenze von Stalingrad. Der Abschnitt im „Igel“, für den die 3. Infanterie-Division, zuständig war, war 24 Kilometer lang. Am 3. September 1942 setzte die Rote Armee zum Großangriff auf den Nordriegel an. Eine Woche dauerten die Kämpfe. Oppers' Soldatenkollegen lagen dabei im Feuer sowjetischer Artillerie von Norden und Süden. Sie hatten „ihren schwersten Einsatz“ seit der Aufstellung, heißt es in der Divisionsgeschichte. Allein in den ersten drei Tagen der Sowjetoffensive hatte die Division 720 Verluste. Tote, Vermisste, Schwerstverwundete, Gefangene.

Noch lag die Sanitätskompanie in Ruhestellung, als Kurt Oppers am 17.9.1942 zur Nachrichtenabteilung in die Igelstellung beordert wurde. Hier brauchte man einen Truppenarzt. „Das war für mich natürlich ein harter Schlag. Frei-

lich ist es nicht schön aus einer Gemeinschaft, in der man zwei Jahre gelebt hat, so plötzlich herausgerissen zu werden. Aber die Abteilung ist ja gottseidank nicht ganz vorn, sondern liegt immer beim Divisionsstab“, schrieb er Edith Oppers. Aber das stimmte nicht. Der Divisionsgefechtsstand war einen Kilometer östlich der Höhe 147,6. Das war einen Kilometer von Orlowka entfernt, wo die russischen Truppen standen. Bis zum Stadtrand von Stalingrad waren von ihnen keine zehn Kilometer, die Wolga floss fünf Kilometer weiter östlich.



Riegelstellung im Norden von Stalingrad

Ein Wagen holte ihn ab, sie fuhren rund 50 Kilometer in Richtung Stalingrad. Die Ebene zwischen Don und Wolga war eine baumfreie Steppe mit tiefem Grundwasser. Selten gab es ein Getreidefeld oder spärliches Gras. Allein Wermut mit seinen tiefen Wurzeln wuchs hier. Die endlose Ebene erlaubte einen weiten Blick. Auf den Kuppen der kleinen Bodenwellen konnte man fast zehn Kilometer weit sehen. Nirgendwo gab es Deckung, außer in den Balkas, den von den Flüssen eingegrabenen Schluchten, die das Land durchzogen. In die Seitenwände dieser oft zehn Meter tiefen und mehrere hundert Meter langen Einschnitte gruben die Soldaten sich Unterstände. Auch der Gefechtsstand samt Nachrichtenabteilung hatte in einer flachen Balka Quartier bezogen.



Kurt Oppers Nachrichtenabteilung, aufgenommen von einem Soldaten der Abteilung.

Hier herrschte eine andere Perspektive auf den Krieg, als Kurt Oppers sie bisher kennengelernt hatte. Es ging nicht mehr um Kranke, Verwundete, Operationen und Medikamente, und den nächsten Befehl zum Abmarsch, sondern unentwegt liefen Nachrichten ein, wurde geplant, abgewogen und für 15.000 Soldaten entschieden. Auf einmal war Kurt Oppers mit den höchsten Offizieren seiner Division auf engstem Raum zusammen. Die Stabsoffiziere waren erstaunlich jung und er hatte den Eindruck, sich hier gut einleben zu können. Aber alle waren in ihre Planungsaufgaben bis zur Erschöpfung vertieft. Und allen stand noch die Anstrengung der letzten Tage ins Gesicht geschrieben. In seinem Bereich, der Medizin, war Kurt Oppers hier allein. Anfänglich hatte er Respekt vor der Aufgabe. „Als Truppenarzt bin ich auch für den Divisionskommandant Generalmajor Schlömer zuständig. Ich bin also ein Leibarzt.“ Aber er merkte schnell, dass man ihn hier nur sehr selten brauchte. Er hielt morgens eine Revierstunde, ab und zu spritzte er ein fälliges Serum. Aber auch gegen die Unterstände in den Balkas flogen die russischen Flugzeuge nachts ihre Angriffe. Der Erdbunker, in dem er nun schlief, gab da ein neues „Sicherheitsgefühl“.

Nach ihrer Verlegung in eine andere Schlucht baute er mit zwei russischen Kriegsgefangenen einen Bunker für sich. Der lehmige Boden wurde mit Bohlen abgestützt, die von einer nahen Eisenbahnbaustrecke stammten. In dem

Bunker lag er dann mit Leutnant Vormerker, einem Berliner aus Rosenthal. Die Abende waren lang. Schon um 17.30 Uhr war es völlig dunkel und „um 20.30 etwa geht man schlafen.“ Elektrisches Licht gab es von einer Autobatterie. Man musste sparsam damit umgehen. „Gottseidank haben wir hier auch Radio, so daß man abends noch etwas Musik und die Nachrichten hören kann.“ Trotz der Tageshitze wurde es nachts „barbarisch kalt“. „Dann wacht man gegen vier Uhr morgens plötzlich vor Kälte auf und schläft nicht mehr richtig.“

Aber die Postverbindung klappte. Alle zwei Tage kamen Edith Oppers Briefe an. Fast in jedem gab es Bilder von den Kindern: Bärbel zum ersten Mal sitzend, Ingrid voller Energie. In seinen Briefen schrieb er ausführliche Kommentare dazu, reagierte auf ihre Nachrichten zum Wetter in Boltenhagen, zu ihrem Ärger mit dem „Mädchen“, zu Besuchen und Nachrichten von Verwandten und Bekannten.

Aus seinen Antworten ergibt sich das Bild, dass es Edith Oppers seit seiner Abreise im Mai 1942 nicht schlecht ergangen war. Mit dem aufziehenden Sommer verbrachte sie die Tage zunehmend mit den Kindern im Hof des Wohnhauses, wo auch andere Bewohnerinnen sich Liegen aufstellten, Kinder hüteten, sich allerlei erzählten und sich sonnten. Eine Frauen- und Kinderwelt im Hinthof. „Und Ingrid ist also die braunste von allen im Hof“, griff er ihre Erzählung auf. Edith Oppers berichtete, dass sie sich Schuhe und Kleider kaufte, ja einmal sogar ins Kino ging. Einige Male traf sie sich mit Inge, der Frau von Fritz Kuchow. Auch sie hatte zwei Mädchen. Beide Männer waren als Ärzte in Russland, die beiden Frauen verstanden sich gut. Kurz überlegten sie sogar, gemeinsam die Sommerwochen in Fischland zu verbringen. Kuchows hatten dort Bekannte. Aber die Idee zerschlug sich.

Am 2.7.1942 fuhr Edith Oppers mit beiden Kindern im Zug nach Grevesmühlen. Eine umständliche Fahrt, bei der sie auch ein Taxi nehmen musste. Bei den Eltern angekommen, wurden gleich beide Mädchen krank. Mit Fieber lagen sie im Bett, wollten nichts essen, und waren so schwach, dass Edith Oppers mit ihnen zu einer Kinderärztin in der Gegend fuhr.

Oft ging es um die „Mädchen“ in ihren Briefen. Zwei Tage bevor sie nach Grevesmühlen aufgebrochen war, ging die Dienstzeit von einer dieser Haushalts-

helfen zu Ende. „Viel verlierst du an ihr ja nicht“, kommentierte Oppers aus der Ferne. „Sie verstand sich ja gut mit den Kindern, aber sonst hast du eben doch mehr Ärger als Freude mit ihr gehabt“. Noch als das Mädchen bei ihnen war, hatte Edith Oppers sich nach einer neuen Hilfe umgesehen, alle Bekannte gefragt, in Zeitungen inseriert und sich bei ihrem Mann nach einer Zwangsarbeiterin aus dem Osten erkundigt. Schließlich gelang es ihr, eine junge Russin als Hilfe zu bekommen. „Sie scheint ja ein recht ordentliches Mädchen zu sein“, schrieb Kurt Oppers. „Und wenn es gut deutsch spricht, dann ist das doch schon sehr viel wert. Was ihr an Sprachlichem noch fehlt, das wird sie schon in kurzer Zeit noch lernen. Die Russinnen sind sprachlich recht begabt. Hoffentlich ist sie auch ehrlich. Und die Russen sind von ihrer Regierung aus so verschüchtert, daß sie sich aus Angst vor schweren Strafen kaum Delikte wagen. Wie ist es bei ihr mit dem Kochen? Hat sie genügend Verständnis für die Kinder? Ingrid kann ja dann gleich Russisch lernen. Und für so ein russische Mädchen ist ja die Arbeit, die wir verlangen, gar nichts im Verhältnis zu dem, was sie hier arbeiten müßte.“ Aber es gab Schwierigkeiten mit dem Mädchen. Sie wollte zurück. Sicherlich war sie unglücklich. „Das ist eigentlich unverständlich, denn wenn sie nicht im Haushalt arbeitet, dann muss sie in der Landwirtschaft doch noch viel härtere Arbeit leisten, die ihr bestimmt gar nicht behagt. Na, vielleicht sieht sie das noch ein, wenn man es ihr entsprechend sagt.“ Eine Bekannte namens Tamara wurde als Übersetzerin geholt. „So konnte ihr mal ordentlich Bescheid gesagt werden“, konstatierte Kurt Oppers. „Ja, die Mädchen aus den größeren Städten scheinen doch etwas verwöhnt zu sein. Aber wenn man ihnen immer wieder androht, daß sie bei Arbeitsverlust in ein Lager oder zum Bauern kommen, dann werden sie sich doch besinnen.“

Eine russische Haushaltshilfe war eher ungewöhnlich. Die NS-Führungen wollte ursprünglich keine Zwangsarbeiterinnen in den Haushalten zulassen, da sich dabei der persönliche Kontakt mit den Familien nicht vermeiden ließ. Aber nachdem immer mehr Parteileute angefangen hatten, auf eigene Faust sich Dienstmädchen aus den besetzten Gebieten nach Deutschland zu holen, sah man sich gezwungen, ab 1942 ein beträchtliches Kontingent an Mädchen nach Deutschland kommen zu lassen. Es sollten aber nur Ukrainerinnen sein, da sie „rassisch“ der deutschen Bevölkerung ähnlicher wären. Zugeteilt wurden sie kinderreichen Familien, aber erst nach eingehender Prüfung. Edith Oppers wird ihre NSDAP-Mitgliedschaft hierbei genutzt haben. Vielleicht hoffte man bei der Zuteilung auch, auf diese Weise eine deutsche Ärztin für die verwaisten Klinik-

stellen zu bekommen. Während man bei den Ukrainerinnen, zumindest anfänglich, auf Freiwilligkeit setzte, konnte ein russisches Mädchen nach dem Angriff auf die Sowjetunion nur bei einer Razzia verschleppt worden sein.

In Grevesmühlen war Edith Oppers, so schrieb sie, deutlich besser versorgt mit Gemüse und Obst. Es gab genug Eier und Champignons. Aber das war anfänglich auch das einzig Erfreuliche. Nach der Krankheit der beiden Mädchen schlug das Wetter um. Es regnete viel. Mit Strandtagen war vorläufig nichts. Dann bekam Bärbel noch Schnupfen. Und Edith Oppers geriet wieder mit ihrem Vater aneinander. „Ich habe den Eindruck, daß der Aufenthalt in Grevesmühlen für dich so gar keine Erholung, eher eine Strapaze ist“, schrieb er. „Fahr doch nach Hause.“

Stattdessen mietete sie im August in Boltenhagen eine Ferienwohnung. Und tatsächlich wurde das Wetter besser. Nach einem verregneten Juni und Juli gab es nun Sonnentage. Anfangs war Bärbel noch unruhig, dann spielte sich alles ein. Ingrid plantschte durch die Brandung und Edith Oppers übte mit ihrer großen Tochter Schwimmen. Es sei, so schrieb sie, eine wunderbare Sommerzeit am Strand. Einziger Wermutstropfen: Die englischen Fliegerangriffe nahmen wieder zu. Edith Oppers hatte viel Besuch, darunter auch Alfred, der eine Stelle in Minsk bekommen sollte und damit, so Kurt Oppers, „enormes Schwein“ hätte. „Einige verstehen es doch, sich immer zu drücken und kommen mit ihrem Schwindel auch durch.“ Dann kam eine Christa aus Wernigerode zu Besuch, ebenso wie die ungenannte Verlobte des jungen Richard, dem Sohn von Käthe Lehmann (ehemals Keilbach), der ins Militär musste und sich vorher noch verlobt hatte. Zu früh, wie Kurt Oppers befand, und mit einem „eingebildeten und komplizierten Mädchen“, wie Edith Oppers schrieb, die sich mit der Frischverlobten herumärgerte. Richard Keilbach wurde dann Ende 1942 in Woronesch verwundet.

In der Korrespondenz ging es natürlich viel um die Kinder. Aus den wenigen Briefen, die von Edith Oppers erhalten geblieben sind, wissen wir, dass sie ihren Mann nun mit „Mein lieber Kurt, unser lieber Papa!“ anscrieb. Und Kurt Oppers fragte immer und immer wieder nach den Kindern: „Was treibt eigentlich Ingrid? Sie hat doch in der Zwischenzeit bestimmt schon wieder allershand angestellt. Du mußt mir öfters über ihre Bubenstreiche berichten. Fragt sie

denn eigentlich hin und wieder mal nach mir?“ – Und: „Auf den Bildern sieht mir Ingrid ja sehr ähnlich.“ Immer wieder kam eine Angst vor den Folgen seiner Abwesenheit auf: „Pappa wird Bärbel ja nicht lernen, da der Pappa ja nicht zuhause ist.“ Edith Oppers schrieb von „ihren beiden Krabben“, über die sie sehr glücklich sei. Aber auch von Bärbel, die „nicht so artig wie sonst ist“, sich auf die Erde wirft und „ganz böse“ sei. „Sonst muß sie nun doch auch Kloppe haben“. „Sie scheint sich auch zu einer widerspenstigen Range entwickeln zu wollen“, kommentierte Kurt Oppers. Und Ingrid? „Sie kann immer noch nicht gehorchen. Wenn man etwas verbietet, macht sie es extra nochmal. Bekommt sie Haue, kriegt sie es fertig und sagt einfach ‚du olle Mutti‘ oder ‚du Olle‘ zu mir oder zu den Umstehenden, die ihr gar nichts getan haben und schuppst sie.“ Darauf Kurt Oppers: „Ich habe den Eindruck, daß es wohl recht notwendig ist, daß der Vati wieder mal nach Hause kommt und nach dem Rechten sieht. Ich glaube, die Kinder fangen an, dir über den Kopf zu wachsen.“ „Bärbel scheint ja jetzt ein ganz dolter Wildfang zu werden. Da wird es bei ihrer Lebhaftigkeit wohl noch einige Scherben geben. Und Ingrid spielt immer noch die Eifersüchtige. Na, dann muß ich im Urlaub sehr vorsichtig mit meinen Äußerungen sein und darf nicht sagen, daß Bärbel die Beste ist. Sonst wird Ingrid dann ganz beleidigt sein.“

Als Edith Oppers schrieb, dass Ingrid Läuse bekommen habe, war Kurt Oppers „doch etwas erschüttert. Leider schreibst du nicht, ob sie im Kopfhaar oder in der Kleidung saßen. Hoffentlich handelt es sich nur um Kopfläuse. Die wirst du recht schnell mit Lupex wegbekommen.“ Da kannte er sich aus.

Erst am 11.9.1942 verließ Edith Oppers Boltenhagen und fuhr mit den Kindern nach Berlin zurück, wo sie ein paar Dinge regelte und dann bald wieder zu ihren Eltern nach Grevesmühlen aufbrach. Hier machte sie wieder Gemüse und Obst ein, stellte Trockengemüse her und schrieb ihm ausführlich davon. „Wenn man so liest, was du alles noch zubereiten willst, dann läuft einem das Wasser im Munde zusammen“, antwortete er. Kekse wurden gebacken und an Kurt Oppers geschickt. „Auch das Plätzchen, das Ingrid für mich gebacken hat, hat vorzüglich gemundet. Teile ihr das mit.“ Am 1.10.1942 fuhr Edith Oppers wieder nach Berlin. Das russische Mädchen kam mit. Sie sei willig geworden. „Dann kannst du es ja weiter behalten“, schrieb er. Und Edith Oppers besuchte schon wieder medizinische Weiterbildungen. Es sei wirklich schön, mal wieder eine Vor-

lesung gehört zu haben, zitiert er sie. Aber dann bekamen sie und die beiden Töchter Bronchitis. Auch Mutter Krauel kam nach Berlin. Aber nicht zur Pflege von Tochter und Enkelkindern, sondern weil sie selber ins Krankenhaus musste.

Zur gleichen Zeit bereiteten sich die Soldaten an der Ostfront schon auf den Winter vor. Kurt Oppers schrieb über einen in den nächsten Tagen kommenden Rückzug in die Dörfer am Don, um sich dort für den Winter einzuquartieren. Noch immer war die Wehrmachtsführung nicht in der Lage, ihre Soldaten mit Wintersachen zu versorgen. Und selbst die Kleidung, die inzwischen hergestellt wurde, erreichte nur zu 40 Prozent die Truppe; derart schlecht war der Nachschub. Es sah so aus, als wenn wieder viele Wehrmachtsangehörige in ihrer Sommerausrüstung in den Winter gehen würden. Da verfiel die Heeresführung auf die wahnwitzige Idee, dass die Soldaten sich ihre Ausrüstung selber besorgen könnten. Den „Selbsteinkleidern“ wurde erlaubt, sich von ihren Verwandten ein 20-Kilo-Paket mit Wintersachen schicken zu lassen. Oppers listete auf: „3 Paar lange Unterhosen, 2 Paar warme Socken, 1 Pelzmütze, Kopfgröße 56, 3 Paar Schulterstücke für Oberarzt, Bücher, Zigarren.“

Kurt Oppers fühlte sich bei der Nachrichtenabteilung und dem Divisionsstab zunehmend unwohler. „Ich bin ja hier an Lebensjahren fast der älteste. Der Kommandeur ist ein Jahr jünger als ich. Als Adjutant haben wir einen aktiven Oberleutnant, der sehr nett ist. Die übrigen Offiziere sind sehr jung und ich verstehe mich mit ihnen recht gut.“ Die schneidigen Jungmilitärs waren schon eine andere Generation. „Dazu kommt noch, daß ich außer einem Leutnant, der drei Kinder hat, die meisten Kinder besitze. Viele sind noch gar nicht verheiratet.“ Auch sein Mitbewohner im Bunker, Leutnant Vormerger, hatte keine Kinder. Oppers hatte hier niemanden. „Es ist leider nicht das gesellige Leben, wie ich es von der Kompanie her gewöhnt bin. Aber man muß auch die Zeit so herumbringen.“ Die Stabsoffiziere waren im dauernden Planungseinsatz. Ständig wurden Befehle ausgegeben, Einheiten verlegt, gegnerische Vorstöße abgewehrt, Panzer abgeschossen. Dabei war die Front nicht weit entfernt. Kurt Oppers verkroch sich denn auch die meiste Zeit in seinen Bunker. Der aber war kein gemütlicher Ort: meist dunkel, in einer Ecke eine „primitive Feuerstelle“. Umso mehr freute er sich, als er am 29.9.1942 zu einer Cholera-Impfung bei „den nicht eingesetzten Teilen unserer Abteilung“ ins Hinterland musste und dabei seine alte Kompanie besuchen konnte. So entkam er auch einer brenzigen Situation. Denn während seiner

Abwesenheit durchbrachen in einem russischen Großangriff 60 Panzer bei Orlowka die deutschen Stellungen und konnten erst kurz vor dem Führungsunterstand gestoppt werden.

Die Kämpfe zogen sich hin. Für die Gewaltverbrecher Hitler und Stalin war der Kampf um Stalingrad längst zu einer symbolischen Schlacht geworden. Alles kostete unendliche Kräfte. Die Ausfälle waren groß. Besonders auf russischer Seite. Die Rote Armee hielt nur einen Streifen von oft weniger als hundert Metern entlang des Stadtufers, der nur über den Fluss versorgt werden konnte. Endlos wurden junge Rotarmisten übergesetzt. Teils betrug ihre Lebenszeit im erbitterten Häuserkampf dann nur Stunden.

Auch auf deutscher Seite hofften die Soldaten auf ein baldiges Ende. Als Einheiten des Igels Stalingrad von Westen her angriffen, floh ein letzter Rest der Einwohner. Am 1.10.1942 schrieb Kurt Oppers: „Ein Riesenstrom von Flüchtlingen ergießt sich aus den schon eroberten Teilen von Stalingrad. Hoffentlich kommt bald der Augenblick, wo es ganz fällt.“



Russische Zivilisten suchen Schutz in einer Balka; ähnlich sahen die Wehrmachtsunterkünfte aus.

Oppers harrte fast sieben Wochen bei der Nachrichtenabteilung aus. Seine Stimmung wurde immer düsterer bis hin zu einer Depression. Kurzzeitig hoffte er, vor dem Winter noch einmal Urlaub zu bekommen, aber das zerschlug sich bald. „Daß man wieder nach Hause kommt, hat sich wohl auch aufgegeben.“ Das Wetter wechselte von „ganz herrlich“ zu immer kälter. Der Winter stand ihnen bevor. Mitte Oktober ließen sie sich in ihren Bunker eine Türe einbauen und einen Ofen aus einer 21-cm-Kanonenkartusche installieren. Da es kein Holz in der Umgebung gab, wurde mit Benzin geheizt. Ab jetzt lag dessen drückender Geruch unentwegt in der Luft. Dann fing es an zu regnen und wurde so bitter kalt, „daß man auch tagsüber im Bunker liegen muß, um nicht zu sehr zu frieren.“ Oppers kam nun kaum mehr aus dem Bunker heraus. „Wir haben jetzt Dauerregen. Die Straßen sind vollkommen überschlammmt, und wir hocken den ganzen Tag im Bunker. Das ist natürlich ein ganz trostloses Leben, wie du es dir ohne eigenes Erleben gar nicht vorstellen kannst.“ Auch die Verpflegung wurde kärglich. Vor allem Kartoffeln vermisste Kurt Oppers. Selten gab es einmal Marmelade. Nur am Sonntag Bohnenkaffee.

Seine Revierstunde hielt er morgens ab und war schon um 11 Uhr mit der meisten Arbeit fertig. Dann las er die „Medizinische Wochenschrift“. Er bat Edith Oppers, ihm zwei der dort rezensierten Bücher zu schicken. Was mag Kurt Oppers an den Büchern interessiert haben? Der Autor des einen war Prof. K. de Snoo, Leiter der Geburtsklinik in Utrecht, der 1937 in seinem Buch „Problem der Menschwerdung im Lichte der vergleichenden Geburtshilfe“, erschienen bei G. Fischer, Jena, für 16.50 RM, nachzuweisen versuchte, dass nicht Darwins Kampf ums Dasein und die Anpassung an die Umwelt, sondern die Verbesserung der Embryonalentwicklung das entscheidende Moment in der Evolution wären. Nicht die Umwelt sei ausschlaggebend, sondern Fortpflanzung und früheste Entwicklung und damit Uterusformen, die Nabelschnurlänge und Körperbeschaffenheiten bei Beuteltieren, Säugern, Affen und dem Menschen.

Das zweite Buch war von Werner Walter Kemper, Mitarbeiter am sogenannten „Göring-Institut“, dem „Reichsinstitut für Psychologische Forschung und Psychotherapie“, und hieß: „Störung der Liebesfähigkeit beim Weibe“, erschienen bei G. Thieme, Leipzig, 9.60 RM. Ein umfassend angelegtes wissenschaftliches Aufklärungsbuch mit dem Untertitel: „Zur Klinik, Biologie und Psychologie der Geschlechtsfunktion und des Orgasmus“, das nach der Erstauflage 1941 sofort

weitere Auflagen erlebte und noch 1975 in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft herausgebracht wurde. Kemper, der nach dem Krieg nach Brasilien ging, spielte in der Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland durchaus eine, teilweise umstrittene, Rolle.

Sagten die Bücher etwas über Kurt Oppers damalige medizinische Interessen oder hatten sie eher damit zu tun, dass Geburt und Familie seine Gedanken bestimmten?

Kurt Oppers nahm auf jeden Fall an den medizinischen Überlegungen der Zeit teil. Ebenso verfolgte er die Gesundheitspolitik des Regimes. So schrieb er: „Der Dr. Brandt, der jetzt Generalkommissar geworden ist, ist der Leibarzt des Führers und war früher Oberarzt in der Ziegelstraße. Ich bin gespannt, was er nun für Verordnungen im Generalstab und im Gesundheitswesen herausbringen wird.“ Dabei war der 38-jährige Karl Brandt nicht irgendein Arzt. Der SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Waffen-SS war Hitlers Beauftragter für die Tötungen der Euthanasie-Aktion T4. Er wusste von den medizinischen Menschenversuchen in den Konzentrationslagern, ja regte sogar Versuche an Menschen zu Malaria und Hepatitis B an. Im Nürnberger Ärzteprozess 1946 war er der ranghöchste angeklagte Mediziner. 1948 wurde er durch den Strang hingerichtet.

Ende Oktober 1942 gab es für Kurt Oppers einen Lichtblick. Der Divisionskommandant versprach ihm auf Nachfrage Urlaub zu Weihnachten, wenn er Ersatz stellen könne. „Na, das wird ja keine Schwierigkeit sein“, schrieb Oppers. „Nur die Russen dürften uns dabei kein Schnippchen schlagen“, so dass es wieder eine allgemeine Urlaubssperre gäbe. Freudig plante er: Gemeinsam mit dem Kompaniechef würde er am 10.12.1942 abfahren, denn auch der hätte dann Urlaub. Am 31.10.1942 aber wurde Oppers erst einmal in den vorgezogenen Hauptverbandsplatz seiner alten Kompanie, die nur zwei Kilometer weiter lag, als Hilfschirurg beordert. Beide Chirurgen waren ausgefallen. Das freute ihn. Der Einsatz war für einen Monat, sein Urlaub nicht gefährdet. „Jetzt habe ich wenigstens wieder meine verantwortungsvolle Tätigkeit. Das macht doch viel mehr Spaß als das Truppenarztleben.“ „Die meiste Arbeit soll nachts sein, weil dann die Wagen erst die Verwundeten von vorne bringen können. Am Tage werden sie sonst sehr stark von der Artillerie beschossen.“

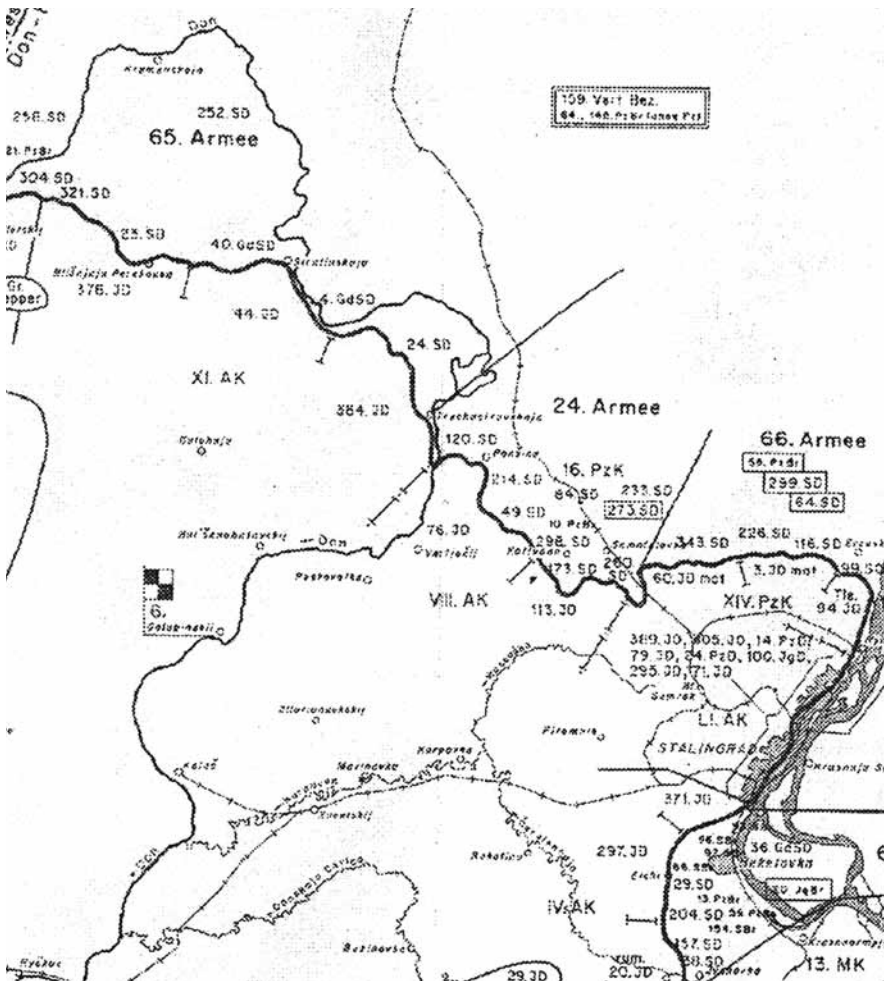
Schlagartig klangen seine Briefe wieder anders. „Ich habe mich hier gleich wieder eingelebt. Wohne hier auch im Bunker. Außerdem haben wir Verwundetenbunker und einen Operationsbunker. Hier ist ringsum kein Baum, kein Strauch. Aber wir haben ja so wunderbares Wetter.“ Gleichzeitig war er noch immer als Truppenarzt für den Gefechtsstand und die Nachrichtenabteilung zuständig. Zu Fuß wanderte er über die Hochebene zu seiner Revierstunde. Aber an beiden Orten gab es nicht viel zu tun. Nur nachts kamen ein „paar Fälle“. Das blieb die nächsten drei Wochen so. Am 6.11.1942 genehmigte auch der Divisionsarzt seinen Urlaub. „Weißt du, Kleines, das wäre gar nicht auszudenken, wenn es wirklich klappen sollte.“ Je weiter es nun gegen Ende November ging, umso mehr war er in „Urlaubstimmung“.

Am 6.11.1942 aber kam auch die Kälte. „Gleich -8 bis -10 Grad“. Und es sollte ein neuer Hauptverbandsplatz, eingebunkert in die Steppe, näher bei Stalingrad errichten werden. Dessen Bau musste Oppers beaufsichtigen. „Wir bekommen dafür Pioniere und 50 Gefangene. Es wird in Tag- und Nachtschicht gearbeitet. In 10–12 Tagen soll alles fertig sein. Holz wird aus Stalingrad geholt.“ Nun lagen sie am westlichen Stadtrand. Die Unterstände wurden zusätzlich mit Panzerplatten befestigt.

Was aus den Briefen nicht hervorgeht, ist der Schrecken der Situation, den viele nicht mehr aushielten. Zahlmeister Wilhelm Jansa war mit einer schweren Krankheit ins Lazarett nach Charkow gebracht worden. Oppers vermutete „eine vorrübergehende Psychose“. Kurze Zeit später wurde Günther Stein ins Lazarett eingeliefert. „Der Chef“, und das war wohl Oberstabsarzt Dr. Hans Jürgen Perach, wurde mit einer starken Gelbsucht ins Reich transportiert. Damit waren alle Ärzte des „alten Stammes“ in Lazarette abtransportiert worden. „Wenn das so weiter geht, haben wir hier bald keine älteren Ärzte mehr.“ Auch in Oppers Verwandtschaft häuften sich die Erkrankungen und Verwundungen. Erwin Brüsch, der Bruder von Käthe Brüsch, lag mit einem Kopfschuss im Krankenhaus.

Kurt Oppers erwähnt es nicht, aber irgendwann in dieser Zeit fing es an zu schneien. Ab nun war die Steppe weiß. Dann überstürzten sich die Ereignisse. Am 23.11.1942 wurde Kurt Oppers vom vorgeschobenen Verbandsplatz zum Rest der Sanitätskompanie zurückversetzt. „Was weiter geschieht, weiß ich noch

nicht.“ Er hatte nur Angst, dass die Kompanie in einen Einsatz käme, dann wäre wieder nichts mit dem Urlaub. Was er nicht wusste: 150 Kilometer weiter westlich hatte Stalin unbemerkt Truppen hinter dem Don zusammengezogen. Vor vier Tagen waren sie bei Stellungen rumänischer Einheiten durchgebrochen. Nun stieß die Rote Armee im Rücken der Wehrmacht vor und ein Einschchluss der deutschen Truppen schien schon unvermeidbar.



Vor der Einkesselung: Oppers Division im Norden Stalingrads. Durchbruchort der Roten Armee links oben.

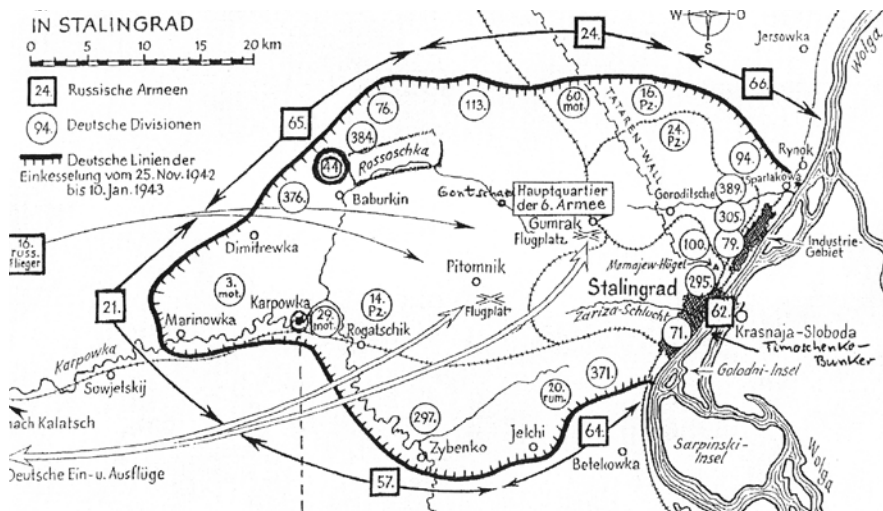
In einer heillosen Aufregung waren ganze Regimenter von ihren Don-Stellungen vor der Roten Armee in den sich bildenden Kessel hineingeflohen. Nun wurden Wehrmachtsdivisionen in den Westen des Rings zur Verteidigung geworfen. Darunter auch diejenige von Kurt Oppers. Bei dieser Verlegung ging alles drunter und drüber. Noch dazu sackte die Temperatur auf -26 Grad ab, der Don froh zu und die Steppe wurde zur Schneewüste. Der Wind wirbelte den Schnee auf und Schneestürme ließen kaum mehr etwas erkennen. Was sich in diesen Tagen abspielte, ist auch Oppers späteren Briefen nicht zu entnehmen. Es lässt sich nur über Regimentstagebücher und Beschreibungen anderer Soldaten erfassen.

Immer mehr sickerte durch, dass die gesamte 6. Armee mit 22 Divisionen, der größte Verband der deutschen Wehrmacht, eingeschlossen war. Trotz der großen Aufregung und den Anstrengungen der Verlegung beunruhigte das viele Wehrmachtssoldaten anfangs noch nicht. Aus Kesseln konnte man ausbrechen, andere Verbände würden zur Hilfe kommen. Und tatsächlich plante der Armeekommandant General Paulus schon den Ausbruch. Aber Hitler gab, nachdem Hermann Göring als Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe großspurig versichert hatte, die 300.000 Mann im Kessel könnten durch die Luft versorgt werden, den Haltebefehl. Dabei war hohen Militärs längst die Unmöglichkeit einer solchen Aktion klar. Schlagartig mangelte es an Benzin, Munition und Nahrung. Schon zwei Tage nach der Einkesselung wurde die Verpflegung auf die Hälfte gekürzt.

Die Sanitätskompanie wird, wie alle anderen Einheiten, nur mit tiefer Verbitterung aus den gut ausgebauten Stellungen der letzten Wochen aufgebrochen sein. In die nun gefrorene Erde konnte man sich nur noch mit unendlicher Mühe neu eingraben. Beim Abzug wurden die Bunker angezündet; aus den Balkas der Hochebene stieg Rauch. Die Sanitätssoldaten werden sich wie tausend Andere durch den frischen Schnee gekämpft haben. Noch waren die Stellungen nicht klar. Nur die Marschrichtung: nach Westen. Sie kreuzten andere Truppen- und Panzerkolonnen. Bataillone, die vor der Roten Armee geflohen waren, zogen frierend durch die Steppe, nur mit dem Kompass. Ein unklarer Raum: Wo hatte sich die Rote Armee schon festgesetzt? Vereinzelt stießen Wehrmachtseinheiten auf Soldaten der Roten Armee. Es kam zu Schüssen, Verletzten. Zwei Armeen suchten den Feind.

Nachts werden auch die Sanitäter und Ärzte von Oppers Kompanie in Zelten, ungeschützt in der Steppe, geschlafen haben. In Sibirien war es kalt, aber es gab Bäume, die den Wind aufhielten. Hier fegte der Eissturm hunderte von Kilometern ohne Widerstand über die Steppe. Kaum gab es Dörfer in der weißen Ebene, jede Bauernkate wurde zum Ankerpunkt. Wo immer es ging, drängten die Soldaten sich in den auslaufenden Schluchten in die überfüllten Unterkünfte. Schließlich bekamen sie den Befehl, dass die ganze 3. Infanterie-Division im äußersten Westen des Kessels zwischen den Dörfern Dimitrijewka und Marinowka, in der sogenannten „Nase“, weil die Front sich hier weit nach Westen ausstülpte, Stellung beziehen.

Die Gefechtstrosse zogen mit den mageren Resten an Nachschub und Verpflegung in Kolchoshäuser, Lagerräume, Stallungen und Traktorstationen ein. Und während fieberhaft in die Wände der Balka-Schluchten provisorische Gefechtsstände, Reservetruppen-Unterkünfte und Verbandsplätze gegraben wurden, wurden die Kampfkompanien im Schutz der Nacht an ihre Abschnitte weiter westlich geführt. Oppers Kompanie lag im Süden der Kasatschij-Hügel, einem flachen Höhenzug an der westlichsten Verteidigungsstellung des Kessels, von dem aus man die Übergänge am Don unter Kontrolle halten wollte.



Kessel von Stalingrad mit der „Nase“ im Westen, dort Marinowka. (Rechts der Hinweis auf den Timoschenko-Bunker, in dem Kurt Oppers gefangengenommen wurde. Weiter unten Beketowka, Ort seines zweiten Kriegsgefangenenlagers.)

Was hier geschah, davon wird Kurt Oppers nicht viel mitbekommen haben. Die Fronttruppen versuchten sich in den vereisten Boden zu graben. Das war ein hoffungsloses Unterfangen. Am Morgen gab es erst Schneelöcher, in denen die MG- und Granatwerfer-Trupps lagen, nicht zu vergleichen mit den früheren Unterständen. Vor den Soldaten lag ein gleichförmiges, flaches Gelände, in dem jede Orientierung im heftiger einsetzenden Schneetreiben verschwand. Nirgendwo gab es Deckung. Gegen Panzerangriffe hatte man hier keine Chance. Mienengürtel, Drahtverhaue – nichts gab es mehr. Gewehre, Munition, Verpflegung – alles fehlte. Ein aussichtsloser Abwehrkampf stand ihnen bevor, und es war anzunehmen, dass der russische Zuzug des Kessels hier, in der „Nase“ der Verteidigungsstellung, ansetzen würde.

Bald lauerten in der Schneewüste unsichtbare russische Scharfschützen. Tagsüber gab es beim Gang über das Schneefeld keinerlei Schutz. Den Soldaten blieb nur auszuharren, sich vollständig still zu halten und ins leere Weiß zu starren, ob eine Panzerfront näher rückte. Wie festgenagelt kauerten sie in ihren eisigen Mulden. Dabei sahen die Soldaten in den Nebelschwaden oft keine zehn Meter weit. Nachts wurde die letzte Munition auf Schlitten nach vorn



Marionowka, Dezember 1942

gezogen, dazu ein paar Schläge kalten Essens, Verwundete und Tote wurden wieder mitgenommen.

Oppers' Kompanie hatte hastig einen Hauptverbandsplatz angelegt. Ein kurzes Tauwetter verwandelte den Bodens in Morast. Die hygienischen Verhältnisse waren katastrophal. An ein Ausheben von Latrinen war nicht zu denken. Die Soldaten schliefen an der Front zusammengezwängt wie Sardinen in verschlammten und wieder vereisten Erdlöchern. Jeder hatte nun Läuse, Infektionen breiteten sich aus.

Die einzige Hoffnung war ein Ausbruch. Gerüchte kursierten, und auch schon Zweifel: ein Gewaltmarsch von 40, 50 Kilometer über die Eisflächen? Das hieß, alle Kranken und Verwundeten, die nicht gehfähig waren, zurücklassen? Tatsächlich aber war das schon lange keine Option mehr. Die letzten 70 Panzer hatten nur noch für 30 Kilometer Treibstoff. Und bald hörten die Soldaten nichts mehr vom eigenen Durchbruch, dafür von einem Entlastungsangriff, also einer Truppenhilfe aus dem Westen. Aber auch davon war bald nicht mehr die Rede. Dennoch erschien es vielen außerhalb ihres Vorstellungsvermögens, dass der „Führer“ sie aus dieser „Festung ohne Dach“ nicht mehr herausholen würde. Eine ganze Armee mit über 20 Divisionen konnte man doch nicht einfach sich selber überlassen. Manch einer hoffte gar immer noch, Weihnachten bei seiner Familie sein zu können. Hitler aber hatte die 6. Armee längst aufgegeben.

300.000 Wehrmachtssoldaten wurden am 23.11.1942 im Kessel von Stalingrad eingeschlossen. Nach zwei Monaten waren es nur noch 100.000. Rund 30.000 flog man noch aus. Die anderen wurden erschossen, erfroren, verhungerten, starben an Ruhr, Gelbsucht, Seuchen. Es war ein Massensterben unvorstellbaren Ausmaßes. In 100 Namensbüchern sind alle gefallenen Deutschen in der Sowjetunion aufgelistet, 15 Bände sind es alleine für den Stalingrader Kessel. Kurt Oppers war in die Hölle geraten. So gut wie nichts von dieser Situation lässt sich aus den wenigen Briefen von Kurt Oppers dieser letzten Wochen erahnen. Über die Gründe kann man nur Vermutungen anstellen. Sicher wollte er seine Frau nicht beunruhigen. Aber man hat auch den Eindruck, je aussichtsloser die Situation wurde, umso mehr verweigerte er sich, die Realität anzuerkennen. Das mag auch damit zu tun haben, dass es für ihn – wie tausende andere – nur noch darum ging, den nächsten Tag zu überstehen und dass jede wirkliche

Bewusstwerdung der eigenen Situation ihm und vielen anderen gar nicht mehr möglich war. Für die letzten acht Wochen geht es daher im Folgenden darum, in den Briefen zu zeigen, wie Kurt Oppers mit dem Grauen und dem unmenschlichen Druck umging, und andererseits wie die Schreckenssituation wirklich war.

Nach acht Tagen hektischster Verlegung schrieb Kurt Oppers am 2.12.1942 das erste Mal wieder eine Karte: „Mein liebes, gutes Frauchen, heute will ich nur einen kurzen Gruß senden. Trotz allem, was sich in der letzten Zeit hier ereignet hat und was du vielleicht durchs Radio schon erfahren hast, geht es mir gottseidank gut. Auch von Euch hoffe ich, daß ihr alle gesund und munter seid. Leider wird es mit dem so ersehnten Weihnachtsurlaub nichts werden. Das ist eben Schicksal. Hoffen wir nur, daß alles gut zu Ende geht. Post habe ich natürlich von dir schon eine ganze Weile nicht erhalten. Hoffentlich kommt aber bald wieder etwas heran. Nun Schluß für heute. Bleibt alle recht gesund, seid alle ganz fest umarmt und tausendmal geküßt von Eurem Vati.“ Am selben Tag überwies er 150 Reichsmark seines Solds auf ihr Konto. Gerade in den Auslassungen des Briefes meint man den Schock dieser Tage zu merken. Im Reich aber hatte man überhaupt keine Ahnung von der realen Situation der Soldaten. Ebenso Edith Oppers. Hitler kündigte fortwährend die baldige Eroberung Stalingrads an.



Luftpostkarte von Kurt Oppers aus dem Kessel von Stalingrad

Am selben Tag, an dem Kurt Oppers seine Karte schrieb, begann der Untergang der 6. Armee. Die Sowjettruppen griffen an. Panzer mit Trauben russischer Infanteristen schoben sich über die Schneeebenen heran. Einzelne brachen durch, fuhren zwischen den deutschen Soldaten hindurch, versuchten deren Deckungslöcher zusammenzudrücken. Oft lagen die Landser in ihren toten Schusswinkeln und hatten inzwischen noch nicht einmal Minen, um sie unter die Panzerketten zu schieben. Täglich wiederholten sich solche Szenen. Die Frontlinie verwischte. Nachts stießen russische Flugzeuge, „Nähmaschinen“, vom Himmel herab, Artillerie beschoss die deutschen Stellungen. Täglich starben Soldaten. 14 Tage lang. Die Gefechtsstärken der Wehrmachtseinheiten schrumpften teils auf ein Zehntel des Anfangsbestandes. Neben dem Hauptverbandsplatz wurde ein Friedhof angelegt, von überall wurden die Toten hierher gebracht. Später schrieb Kurt Oppers über die ersten Tage nach der Einkesselung nur, er habe einen „sehr harten Einsatz“ gehabt. Tatsächlich versorgten die Ärzte und Sanitäter rund um die Uhr Verwundete.

Dann rückte die erste Sanitätskompanie in den vorgezogenen Hauptverbandsplatz ein und Oppers' Kompanie wurde in den Kessel zurückgezogen. Wohin, ist unklar. Von hier aus schrieb er zwei Tage später, am 4.12.1942: „Wir hausen augenblicklich in einer nicht sehr freundlichen Erdhöhle, die wohl mal von russischen Zivilisten gebaut worden ist. Arbeit gibt es augenblicklich genug.“ Soldaten bauten fieberhaft Bunkerstände aus. „Sonst, mein Kleines, habe ich heute nichts Besonderes zu berichten.“ Drei Tage später hieß es: „Leider haben uns die Russen auch in diesem Jahr wieder die Freude genommen, daß wir das Fest zusammen verleben können“. Das sollte wohl eine bittere Enttäuschung in einen lockeren Ton kleiden. Aber letztlich war es die Verschiebung einer Realität aus der Feder eines Angehörigen einer Wehrmacht, die seit über zwei Jahren Dorf für Dorf, Stadt für Stadt eines Landes in Schutt und Asche legte, sodass am Ende 1.700 russische Städte zerstört, 70.000 Dörfer niedergebrannt, 20 Millionen Sowjetbürger tot und 25 Millionen obdachlos waren.

Nach dem Regen war wieder Schnee gefallen. „Das Wetter ist jetzt schon winterlich geworden. Heute haben wir hier eine ganz nette Kälte.“ Es sei gut, dass man damit um die Schlammperiode des letzten Winters herumkäme. „Nun liege ich in Ruhe, soviel man hier von Ruhe sprechen kann.“ Und er hoffe, dass der neue Bunker in den nächsten Tagen fertig werden würde.

Am 12.12.1942 bezogen sie den Unterstand. Sie würden, so schrieb Oppers, nun auf „Latten und Brettern“ schlafen, tagsüber gäbe es von einem Aggregat Licht im Operations- und Verwundetenbunker und in der Freizeit hätten er mit Zahnarzt Stohrer, dem Chef und einem Dr. Rami Rarei, ein Berliner Chirurg, der früher im Virchow-Krankenhaus gearbeitet hatte, Doppelkopf gespielt. Um acht Uhr würde das Licht ausgestellt und sie legten sich hin. „Denn mit der Beleuchtung müssen wir sehr sparsam sein“. Dann hörten sie noch bis um 22 Uhr „das lustige Abendprogramm“. Ganz allgemein sei es ruhig, nichts Besonders geschähe. „Die Tage verlaufen recht eintönig.“

Von der Realität dieser Tage erfährt man später im Bericht des gleichaltrigen Internisten Günter Diez in der 2. Sanitätskompanie der 305. Infanterie-Division in der Wehrmedizinischen Monatsschrift von 1989. „Schon im November hatten wir und auch die Sanitätskompanie neben uns bereits kein Verbandsmaterial und auch keine Medikamente mehr. Wir zogen den Toten die Hemden aus, blutig, dreckig, wie sie waren, und zerrissen sie in Streifen. Das waren unsere Binden, und das Gefühl der Trostlosigkeit sickerte langsam ein.“ Noch hätten sie versucht, sich einzurichten mit der Registrierung in einem Aufnahmeraum, einem Warteraum mit erster ärztlicher Besichtigung, Dringlichkeitseinteilung, Verpflegung und Serumsabgabe, Vorbereitungsraum zur Operation, Operationsraum und dezentralisierter Verwehrtenunterkunft. Tatsächlich aber sei man oft unter Feuer gelegen, stürzten Teile der Räume ein, sei man ständig in Gefahr gewesen, alles abbrechen zu müssen. „Mit der Einschließung änderte sich die Tätigkeit auf dem Hauptverbandsplatz. Das zuständige Kriegslazarett ging früh verloren. Da die Schwerkranken nicht ausgeflogen wurden, blieben sie zur stationären Behandlung liegen. Isoliermöglichkeiten für Diphtherie, Ruhr und Hepatitis fehlten. Fleckfieber griff bei der fehlenden Entlausung um sich. In nur ganz sicheren Fällen wurde diese Diagnose zaghaft gestellt. Ebenso mangelte es an Chirurgen verschiedener Fachrichtungen. Als die Truppe in der Wahl des Brennmaterials unvorsichtig wurde, häuften sich die Verbrennungen.“ Es kam zu Gasbränden, einer schweren Infektion, die oft tödlich verläuft. „Vor allem neigten Gliedmaßen, die mit Abschnürbinden versehen waren, dazu.“ Es sei immer eisig kalt und alle seien unterernährt gewesen. Läuse wären zur Großplage geworden. In den Bunkern hätten sie teilweise so dicht an den Wänden gesessen, dass manchen im Dämmer der Unterstände die Wände nur noch wie ein sich ständig bewegendes Tuch vorgekommen seien. Die Läuse hätten einen nicht schlafen lassen und der

ständige Blutverlust durch deren Bisse hätte alle unendlich zermürbt. Durch das ewige Kratzen wären große Eiterungen auf der Haut entstanden und immer wäre die Gefahr von Fleckfieber, übertragen von Läusen, in der Luft gelegen. „Totale Erfrierungen von Gliedmaßen“, so Diez, „erforderten sehr viel Arbeit. Nach ihrem Aussehen nannten wir sie Porzellanbeine. Sie verursachten furchtbare Schmerzen und verschlangen für unsere Verhältnisse ungeheure Verbandsmengen.“ Ohne die Sanitätsfeldweibel wären die Verbandsplätze zusammengebrochen. „Wir hätten die Verwundeten nicht mehr ruhig halten können; sie phantasierten und wurden unruhig. Dann mußte jemand hingehen, mit ihnen reden und manchmal auch eine Morphiumspritze geben.“ Alle Schwerverwundeten hofften nur noch darauf, ausgeflogen zu werden. „Als die Leute merkten, daß sie nicht mehr abtransportiert wurden, als sie sich verraten fühlten und wußten, man würde sie dort sterben lassen, wurde es noch schwieriger. Das mitanzusehen, sich hilflos zu fühlen, war das schlimmste Elend. Man hörte auf zu sprechen, wurde schweigsam, und wenn die Patienten fragten und man antworten mußte, dann versuchte man Optimismus in die Stimme zu legen. Und man hörte sich und merkte, daß es vergeblich war. Es gab zwar keinen Aufstand, jedoch ging es den Leuten schwer runter, und manche haben sich erschossen.“

Alles Essen musste mit Flugzeugen eingeflogen werden. Immer mehr wurden die Essensrationen gekürzt. Bald gab es nur noch 100 Gramm Brot pro Tag, manchmal etwas Pferdefleisch. Mitte Dezember setzte wieder ein scharfer Frost ein. Es kam zu unzähligen Erfrierungen. Immer mehr Offiziere fielen aus, Soldaten kamen von Aufklärungsgängen nicht mehr zurück oder wurden vermisst. Viele in den ersten Linien rechneten jeden Morgen damit, den Abend nicht mehr zu erleben.

Kurt Oppers schrieb von seiner Hoffnung, bald wieder zur Nachrichtenabteilung zurückzukommen. Die lag in einer Schlucht nördlich von Karpowka. „Dort schreit man schon nach mir.“ Vielleicht versteckt sich hinter diesem Wunsch, der ausweglosen Situation auf dem Verbandsplatz zu entkommen. Das Benzin für die Krankenwagen wurde knapp. „Aber das gleichen wir so weit wie möglich mit Pferden aus, die wir hin und wieder mal von einer bespannten Truppe bekommen, die neben uns liegt.“ Ansonsten sei alles beim Alten, schrieb er am 14.12.1942.

Noch kam Post an, aber vor allem Luftbriefe. Edith Oppers vorletzter Brief erreichte ihn am 12.12.1942, geschrieben einen Monat zuvor, am 17.11.1942 in Berlin. Er antwortete ihr und schrieb vor allem von den Arztkollegen, die „nun auch schon in der Heimat sind“. Sein alter Chef lag in einem Reservelazarett in Neuwied am Rhein, abgemagert auf 52 Kilo. „Wir werden ihn also nicht mehr wiedersehen“. Günther Stein liege im Reservelazarett in Mariendorf. „Dort wird er sicher bleiben, denn das ist ja seine alte Arbeitsstätte“. Nur von Zahlmeister Jansa hatte Kurt Oppers nichts mehr gehört. „Vielleicht ist er auch schon in der Heimat.“ Als einziger der „alten“ Arztmannschaft war Kurt Oppers in den Kessel geraten, zehn Tage vor Weihnachten, wo er schon längst zu Hause sein wollte.

Die Ärzte operierten Tag und Nacht. Da das Benzin knapp wurde, durften die Sanitätswagen nur noch Schwerverwundete fahren. Nur wenige brachte man zum Flugplatz. Ihnen gaben die Ärzte ihre Briefe mit. Ab Mitte Dezember 1942 schrieb Kurt Oppers verklausuliert von Hunger. Die Soldaten erhielten täglich nur noch ein Viertel Brot, 30 Gramm Butter, ab und zu etwas Käse oder Wurst, drei Zigaretten und mittags eine dünne Suppe, die im Feld meist schon mit einer Eisschicht bedeckt war. „Wir zählen hier die zugeteilten Rüben ab“, schrieb Oppers. „Der Magen knurrt etwas, aber das muß man mit dem Rauchen so weit noch vorhanden überwinden.“ Am 15.12.1942 fiel die Verpflegung auf drei Schnitten Brot. Am nächsten Tag starb der erste Soldat an Entkräftung.

Angesicht von Weihnachten breitete sich eine tiefe Depression unter den Soldaten aus. „Heute wurde am Radio ‚O Tannenbaum‘ gesungen“, schrieb Kurt Oppers am 18.12.1942, „das stellten wir gleich ab, denn das war zu viel für uns hier.“ „Aber wir lassen uns nicht unterkriegen“. Die Ärzte ließen sich als Ersatz für den Weihnachtsbaum einen Kranz aus Steppengras mit vier Kerzen und Lametta aus Stanniolpapier von Zigaretten flechten. „Ansonsten wird es dieses Mal wohl ein sehr schmales Weihnachtsfest werden.“ Es gebe eine kleine Bescherung für die Kompanie und die Verwundeten. „Vor allen Dingen hoffen wir, während der Festtage mal unseren chronischen Hunger etwas stillen zu können. Das ist eigentlich das Wichtigste.“ Nach längerer Zeit hatte es wieder zu schneien begonnen. „Aber es ist gottseidank nicht so kalt wie im vergangenen Jahr. Wir haben hier jetzt immer Minusgrade um 6–10 herum. Das ist schon recht gut zu ertragen. Ich habe bisher auch noch nicht meine Pelzstiefel vom vorigen Jahr angezogen.“

Seine Briefe wurden seltener und kürzer, er schrieb nur noch alle drei Tage und vielfach bloß auf Karten. Da er nicht von sich erzählen konnte, ging es in den letzten Briefen immer um die Kinder und das Ausmalen dessen, was sie wohl machten. Immer mehr stellte er sich vor, wie es wohl zu Hause sei. Eine letzte Brücke zur Zivilität, ein Fluchtraum. Vier Tage vor Weihnachten sah er sie beim Adventskaffeetrinken vor sich. Seine imaginierten Bilder scheinen dabei wie im Delirium. Am Heiligabend saßen die Ärzte um 16 Uhr in ihrem Bunker, die Kerzen brannten, aus dem Radio kam „O Tannenbaum“. „Und ich sehe im Geiste dich mit den Kindern vor dem in Lichterglanz strahlenden Weihnachtsbaum.“ Der Zahlmeister habe „noch einmal ordentlich in seinen Reserven nachgeschaut. So war noch ein recht nettes Geschenk für jeden Kompanieangehörigen zustande gekommen.“ Oppers erhielt Schokolade, ein Päckchen Zwieback, ein Päckchen Knäckebrötchen, zwei Zigarren, 24 Zigaretten, einen halben Kranz Feigen und 150 Gramm Bohnenkaffee. Als Weihnachtssessen gab es einen „Ross-Hackbraten“. Wo immer eines der letzten Pferde starb, war es innerhalb von Stunden bis aufs Gerippen zerlegt. Dann brachte ein Fahrer noch Kuchen. „Das hätten wir uns doch nie träumen lassen, daß wir hier noch Kuchen essen würden.“ Und zum Schluss seines Weihnachtsbriefs schrieb er: „Hoffentlich bleibt es an der Front hier weiter so ruhig wie bis jetzt.“

In Tat und Wahrheit hatte fünf Tage zuvor, am 19.12.1942, die lang erwartete russische Großoffensive zur Zusammendrückung des Kessels tatsächlich in dessen „Nase“ begonnen. Der Kasatschij-Hügel wurde von Truppen der Roten Armee gestürmt. Viele Wehrmachtseinheiten erlitten so große Verluste, dass es sie danach nicht mehr gab. Die Hinterbliebenen erfuhren oft nichts von dem Tod. Im Chaos des Rückzugs blieb keine Zeit, oft war der zuständige Vorgesetzte selber tot.

Am 26.12.1942 schrieb Kurt Oppers, sie hätten den 1. Weihnachtstag „recht nett verbracht.“ Das Wetter sei weihnachtlich, aber inzwischen sehr kalt. „Sonst hat sich bei uns nichts Besonderes ereignet.“ Jansa sei ja mit einer Psychose in Charkow. Und Psychosen seien „ein hier seit Monaten sehr weit verbreitetes Krankheitsbild. Genese unbekannt. Verlauf sehr verschieden. Bis jetzt bin ich gottseidank davon verschont geblieben.“ War das eine versteckte Botschaft? Der Hinweis, dass sie alle angesichts der Situation nicht weit vom Wahnsinn entfernt waren? Wo kein Entkommen aus dem Schrecken war, suchte sich die

Psyche ihren Weg. Tatsächlich entwickelten immer mehr Soldaten Wahnvorstellung. Sie wurden verwirrt irgendwo aufgegriffen und mussten aus dem Feld genommen werden. Kurt Oppers' Verzweiflung formulierte sich wohl vor allem in seiner dauernden Klage, keine Nachrichten aus der Heimat mehr zu bekommen.

Am 28.12.1942 sank die Temperatur auf -26 Grad. „Sonst verläuft hier nach dem Fest wieder ein Tag wie der andere. Es ist ein ewiges Gleichmaß. Die täglichen Portionen sind auch wieder kleiner geworden. Und so weit Pferde noch vorhanden, müssen sie uns als Ausgleich dienen. Die große Qual für uns ist aber doch das lange Ausbleiben der Heimatpost.“ Die Neuigkeit am letzten Tag des Jahres war die Nachricht von der Geburt des Sohnes von Dr. Rarei. „Es herrscht da nun große Freude.“

Das neue Jahr solle besser werden als das alte, so wünschte es sich Kurt Oppers in seinem Brief zum Jahresanfang. „Wir haben hier alle den innigsten Wunsch, recht bald aus unserer Mausefalle herauszukommen. Lange genug sitzen wir nun schon drin und hätten es zu Beginn nie gedacht, daß dies so lange dauern könnte.“ Aber der Winter sei milder als letztes Jahr, „was uns natürlich sehr zustatten kommt“. „Den Silvesterabend haben wir noch nett zusammen verlebt.“ Es gab einen Rest Rotwein und Cognac, um zwei Uhr wären sie schlafen gegangen.

Am 2.1.1943 bekam er den letzten Brief von Edith Oppers, ein Luftpostbrief vom 25.12.1942. Darin schrieb sie, dass sein Weihnachtsbrief tatsächlich am 24.12.1942 angekommen sei. „So habe ich doch nicht ganz am Heiligabend in Eurer Mitte gefehlt“, antwortete er. Das schien ihm wie ein Zeichen des Himmels. „Du kannst dir ja gar nicht vorstellen, wie ich mich darüber gefreut habe.“ Aus ihren Schilderungen versuchte er, sich das Weihnachtsfest in der Techowpromenade bildlich vorzustellen. In Stalingrad hätte, so Oppers, sich nichts Besonderes ereignet. Er hätte nicht allzu viel Arbeit. Das Wetter schwanke zwischen tauen und gefrieren. „Jetzt gibt es wieder offene Erfrierungen.“ Er hoffe, sie seien „gesund und munter, was bei uns hier gottseidank der Fall ist“ – seine Standardformel in jedem Brief der letzten zwei Monate.

Am 5.1.1943 schrieb er: „Bei uns ist gottseidank sonst alles in Ordnung. Gesundheitlich geht es uns allen gottseidank auch gut.“ „Die Kälte hat bei uns jetzt zugenommen und ist bis auf minus 20 Grad gesunken. Hoffentlich hält das aber nicht lange an. Sonst habe ich nichts Besonders zu berichten.“ „Grüße aus unserer Mausefalle“.

Dieser Erzählton von Stalingrad hat sich bei Kurt Oppers auch nach dem Krieg nicht geändert. Auch in seinem Lebensbericht im Alter fand Kurt Oppers für die Situation im Kessel nur 15 dürre Kurzsätze für das Horrorszenerario in der Schnee- und Kältehöhle. Dort heißt es zum Kessel: „Es war noch rechtzeitig gelungen, in Erdbunkern Zuflucht zu finden. Sie wurden soweit es möglich war, gut aufgebaut. Die einzige Verbindung zur Außenwelt war hier per Flugzeug möglich. Es gab einen Feldflughafen, der aber bei gutem Wetter immer bombardiert wurde. Einmal mußten Schwerkranke und Verwundete ausgeflogen werden und schließlich mußte Verpflegung für immerhin 100.000 Mann eingeflogen werden. Dies brachte natürlich verpflegerische Engpässe, so daß es auch da in den letzten Wochen schon Hungerödeme gab und natürlich viele Erfrierungen. Um genügend Fleisch zum Essen zu haben, wurden vorhandene Pferde geschlachtet. Allmählich mangelte es auch an Vitaminen. So verschlechterte sich der Gesundheitszustand der Truppe gewaltig, auch die Kampfmoral sank ab. Es wurde auch mehr desertiert als sonst.“ Und als er in Gefangenschaft kaum etwas zu essen bekam, sodass viele verhungerten: „Wir hatten uns gottlob schon an stark reduzierte Essensportionen gewöhnt.“

Hans Dibold, ebenfalls Arzt in Stalingrad, schrieb später in seinen Erinnerungen zu diesen Wochen: „Unsere wichtigste Aufgabe war es nun, die seit Tagen, ja zum Teil seit Wochen nicht mehr erneuerten Verbände über den verschiedensten Wunden und Erfrierungen unvorstellbarsten Grades zu erneuern. Es war oft so, daß manchmal Zehen und Finger im Verband blieben, wenn wir die so verschmutzten alten Verbände abnahmen. Wir holten die Läuse aus den Socken mit Schöpflöffeln heraus! Wir hatten schließlich Haufen von Läusen, so hoch wie Ameisenhaufen im Wald! Da der Boden steinhart gefroren war, gab es für die Verstorbenen keine normale Bestattungsmöglichkeit: Die Leichen wurden einfach übereinander gestapelt. Die Leichenhaufen waren etwa zwei Meter hoch und etwa zehn Meter lang.“

Am 7.1.1943 bot der sowjetische Oberbefehlshaber dem Kommandanten der 6. Armee, General Paulus, an, sich zu ergeben. Der aber lehnte ab, ließ das gesetzte Ultimatum verstreichen. Sein schlimmster Fehlentscheid und lebenslange Tragik. In den wenigen Tagen bis zum totalen Zusammenbruch starben mehr Wehrmachtsangehörige im Kessel als in den ganzen Wochen zuvor.



Tote im Süden von Stalingrad

Zwei Tage später, am 9.1.1942, schrieb Oppers seinen vorletzten Brief. Seine Worte sollten heiter klingen und verbargen doch kaum die Realität. „Heute will ich dir nun wieder mal etwas länger berichten.“ Selten bekomme er Post, aber wichtiger sei ja, dass „ihr stets über unser Befinden unterrichtet seid. Sonst ist es bei uns gottseidank alles in Ordnung. Gesundheitlich geht es uns allen gottseidank auch gut.“ Sie hungerten und schlachteten die allerletzten Pferde. „Heute Abend gibt es wieder herrliche Buletten, auf die wir alle schon immer sehnsüchtig warten. Sie machen doch ganz schön satt. Gestern gab es Pferdeleberwurst die auch ganz ausgezeichnet war. Daß wir mal so knapp leben würden, das hätten wir nie gedacht. Und es geht auch, wenn auch manchmal schwer. Und kommt mal wieder eine depressive Stunde, dann stimmen wir unser K... Lied (Kompanielied) an: .Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, auf jeden

Dezember folgt wieder ein Mai.' Du wirst das Lied auch schon öfters im Radio gehört haben.' Wegen des „Lichtmangels“ gingen sie schon um 20.30 Uhr ins Bett, hätten aber Bücher aus der Kompaniebibliothek und den Radioapparat, „der nun fast den ganzen Tag über Musik spenden muss. Und das heitert die Gemüter ja doch ganz gewaltig auf.“ Die Temperatur sei mild mit -5 bis -10 Grad. Die Oststürme „blasen mal einen Tag ordentlich und legen sich dann wieder so schnell, wie sie gekommen sind“. Nur die Zigaretten würden knapp werden. „Nikotin gibt ein gewisses Sättigungsgefühl und bisweilen braucht man das“.

Am nächsten Tag, dem 10.1.1943, startete die Rote Armee ihren Endkampf um Stalingrad. Schwerstes Feuer prasselte auf die ausgehungerten Soldaten nieder. Schon nach Stunden überrollte der russische Angriff die deutschen Abwehrstellungen in der „Nase“. Panikartig flohen die letzten Wehrmachtssoldaten in Richtung Stalingrad, darunter die restlichen Soldaten der 3. Infanterie-Division samt Kurt Oppers' Sanitätskompanie. Aus seinen Briefen erfahren wir nichts davon. Ein Arzt des 3. Artillerieregiments von Kurt Oppers' Division, Georg Pietruschka, beschrieb später die verzweifelte Flucht: „Am 10.1. frühmorgens begann die angekündigte sowjetische Großoffensive. Ein Artilleriefeuer ungeahnten Ausmaßes brach über unsere Front herein. Der Boden wurde buchstäblich umgepflügt. Bunker und Erdlöcher begannen zu wanken und brachen ein. Die durch die Geschosse zerrissene Luft warf uns hin und her. Vor Qualm, Rauch und Feuer konnte ich nicht mehr sehen, wer von unseren Soldaten noch am Leben war, und was weiter geschah. Major Heling riß mich am Arm und schrie, daß wir hier sofort weg müßten. Unsere Front sei auseinander gebrochen, alles lief durcheinander, und allmählich formten sich einzelne, nach Osten fliehende Gruppen. Mit ihren Handfeuerwaffen versuchten die Soldaten, die nachrückenden Einheiten der Roten Armee aufzuhalten. In anstrengender Flucht gelang es uns, einen Abstand von den Einheiten der Roten Armee zu gewinnen. Abends taumelten wir in irgendeine Schlucht, in verlassene Bunker, um dort die Nacht zu verbringen. Am nächsten Tag näherten sich uns schon wieder sowjetische Panzer. So ging die Flucht weiter, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Hauptmann Dengler war von einem Granatsplitter am Kopf getroffen.

Ich schnitt ihm den Splitter heraus, ganz ohne Betäubung, denn anders ging es ja nicht. Oberleutnant Werner blutete aus beiden Ohren und jammerte, daß er nichts mehr hören könne. Wie ein Trunkener taumelte er hin und her; die

Druckwelle einer explodierenden Granate hatte ihm beide Trommelfelle zerrissen, sein Gleichgewichtsorgan beschädigt. Leutnant Beck war durch einen Steckschuß an der Schulter verletzt. Nichts ist schlimmer als eine Massenpanik! Blieben bis zu Beginn der sowjetischen Offensive die selbständigen Truppeneinheiten noch erhalten, so entstand auf der ungeordneten Flucht ein chaotisches Durcheinander von Angehörigen verschiedenster Truppenteile; die meisten liefen abgestumpft nebeneinander her. An einem klaren, sonnigen Wintertag flohen auf einer breiten Straße inmitten der weiten Schneelandschaft Tausende Soldaten. Hunderte mit Menschen vollgestopfte Fahrzeuge aller Art kamen nicht voran. Ein schreckliches Durcheinander, ein Schieben, Pressen, Hasten und Taumeln, keine erkennbare Führung, ein regelloses Wirrwarr verschiedenster Truppenteile. Über diese von Panik ergriffenen Militärkolonnen flogen Staffeln sowjetischer Bomberflugzeuge. Sie glitzerten im Sonnenlicht. Wenn die Bomben fielen, warfen wir uns zu Boden, versuchten verzweifelt und vor Angst bebend, den Kopf unter irgendein stehengebliebenes Gefährt zu stecken oder in ein Loch zu pressen, um Schutz zu suchen. Die entsetzlichen Ängste, die jeder, der damals dabei war, durchlebte, sind nicht zu beschreiben.“

Vier Tage lang schwieg Kurt Oppers. Dann, am 14.1.1943, schrieb er in einem Luftpostbrief. „Mein liebes gutes Frauchen, durch viel Arbeit und die Härte der letzten Tage bin ich gar nicht zum Schreiben gekommen. Will ich nun heute mit dem Flugzeug schnell einen Gruß von unserer Festung schicken. Es geht uns allen gottseidank trotz der Härte, die wir in der letzten Zeit mitgemacht haben, gut. Ich hoffe auch, daß ihr alle gesund und munter seid. Vergesst mich nicht, falls die Sache hier schief gehen sollte, Sorge für die lieben Kinder recht gut. Hoffentlich bereiten sie dir weiter so große Freude wie bisher. Ich habe ja bisher wenig von ihnen gehabt. Und, mein Kleines und meine lieben Kinderchen, bleibt alle weiter recht gesund, seid ganz, ganz fest umarmt und tausendmal innigst geküßt von Eurem fernen Vati.“ Es war sein letzter Brief, das wusste er. Ein Abschiedsbrief. Man sieht den Zeilen an, dass sie in Eile und mit klammer Hand geschrieben wurden.

Ab jetzt gibt es keine Briefe mehr von Kurt Oppers. Jede weitere Erzählung seines Lebensweges muss sich auf andere Quellen, meist die Berichte von Schicksalsgenossen, stützen. Am 15.1.1943 erreichte die Sanitätskompanie die Talowoi-Schlucht, wo auch das Divisionslazarett lag. Bei der weiteren Flucht

konnten die Schwerstverwundeten nicht mitgenommen werden. Der Chirurg Dr. Rarei wurde bestimmt, zurückzubleiben und das Lazarett samt den verletzten Soldaten den Sowjets zu übergeben. Alle anderen Ärzte und Sanitäter sollten sich in die Stadt zurückziehen. Darunter waren noch der Zahnarzt Stohrer, Stabsarzt Schulze-Gabler und Oberstarzt D. Schmidt. Im Lazarett lag auch Oberarzt Dr. Hühne, der schwerstverwundet als letzter der Kompanie ausgeflogen wurde. In einem späteren Briefwechsel mit Edith Oppers beschrieb Dr. Hühne ihr den Aufbruch wie folgt: „Dr. Rarei und ihr Mann waren die Ruhe selber, sie gaben Befehle, verstaute alle 70 Verwundete auf die wenigen LKWs und Sanitätswagen. Im Bunker nahmen wir noch Abschied voneinander, sie gaben mir alle Briefe mit und sagten: ‚Grüßen Sie die Heimat.‘“ Das war natürlich eine stark beschönigende Situationsbeschreibung, um Edith Oppers nicht noch weiter zu beunruhigen. Weil es aber das letzte Mal war, dass Kurt Oppers und die anderen noch lebend gesehen wurden, galten sie danach, also ab dem 21.1.1943, als vermisst.

In seinem kurzen Lebensabriss schrieb Kurt Oppers: „Wir mußten dann aber im Januar 1943 mit unserem Verbandsplatz aus der Steppe heraus und landeten für die letzten zwei oder drei Wochen im Keller des Stadtgefängnisses.“ Dieser Rückzug setzte ein, nachdem am 20.1.1943 die sowjetischen Truppen erneut einen Angriff gestartet hatten und die letzten deutschen Truppenreste endgültig in die Ruinen am Stadtrand von Stalingrad flohen. Alles löste sich auf. Mediziner und Sanitäter suchten ihre Einheiten. Elf Feldlazarette und mehr als 40 Sanitätskompanien lagen am Schluss in völlig überfüllten Kellern der Ruinen. Es gab keine Medikamente mehr, keine Spritzen, keinen Verbandsstoff. In der Trümmerstadt herrschte das nackte Grauen. „Überall hausten“, so Günter Diez, „Lebende neben Sterbenden. Immer wieder mußten nicht Gehfähige beim Angriff des Feindes zurückgelassen werden. Den Ärzten mangelte es an allem. Handelte es sich um größere Gruppen, blieb Sanitätspersonal und wenn möglich ein Arzt zurück. Selbständig Gehfähige standen hohlwangig und ausgemergelt am Weg. Mit erschütternden Gebärden flehten sie die Vorüberfahrenden an, in die Stadt mitgenommen zu werden.“

Kurt Oppers schlug sich in dem Chaos zum Timoschenko-Bunker durch. Hier an der Einmündung der Zariza-Schlucht lag das Hauptlazarett der 6. Armee. Tag und Nacht wurde in einem lichtlosen Keller unter primitivsten Verhältnissen operiert. Das war wie Dantes Hölle: in den dunklen Kellerräumen drängten

sich tausend Schwerstverwundete in doppelstöckige Pritschen für 300 Mann, sich gegenseitig zu Tode drückend, teils in der Kloake ertrinkend. Nur 100 von ihnen überlebten. Neben dem Hauptlazarett hatte sich das Feldlazarett 3 von Kurt Oppers' Division eingelagert. Hier war die Situation nicht anders. Oppers wird ohne Pause gearbeitet haben. Der Lazarettchef war Bruno Geiseler. In den Quellen sind außerdem der Sanitätsfeldwebel Martin Kade (nach dem Krieg Oberstudienrat in Gießen) und der Chirurg Karl Matin (nach dem Krieg Chefarzt des Krankenhauses Berlin-Kaulsdorf) erwähnt. Nicht weit entfernt war die Kommandantur Mitte, ein vierstöckiges Haus. Es brannte durch einen Treffer bis auf die Grundmauer ab. Von den mehreren tausend Kranken und Verwundeten, die hier lagen, überlebte keiner. Am 29.1.1942 standen die ersten sowjetischen Soldaten in dem Feldlazarett. 50 Ärzte und Sanitäter des Feldlazarettes wurden abgeführt, auch Kurt Oppers. Nur sechs Ärzte und 20 Sanitäter mussten zur weiteren Notversorgung bleiben. Ein sowjetischer Kommissar übernahm das Kommando. Am nächsten Tag kapitulierte General Paulus, am 31.1.1943 schwiegen die Waffen in Stalingrad.



Stalingrad nach dem Waffenstillstand

„... als ich, für mich völlig überraschend, nach dem Tode meiner Mutter auf ihrem Hängeboden ein Konvolut sorgfältig geordneter Feldpostbriefe meines Vaters, unzählige weitere Dokumente und ein Tagebuch meiner Mutter fand. Keiner von uns hatte von der Existenz dieser Dinge geahnt. Ich überflog das Material und nahm an, dass dieses für mich und meine Familie wichtig werden könnte.“

(aus dem Vorwort von Bärbel Görzig, 2015)



9 783952 420317 >